

In einem Stau, der sich langsam auflöst

Betrachtung zu dieser sommerlichen Übergangszeit von Kurt Josef Wecker

„Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“, so lautet tief sinnig der Titel eines Romans von Joachim Meyerhoff. Wann geht es endlich so weiter, wie es vorher war - nach dem Ausnahmezustand der Pandemiekrise? Sind wir bereits im ‚Danach‘? Wir haben Gott sei Dank schöne Erstkommunionen, Tauffeiern und Hochzeiten feiern können, konnten die Wallfahrtsoktav in Heimbach wagen, dürfen wieder im Gottesdienst singen, sehen uns wieder leibhaftig von Angesicht zu Angesicht in unseren Gremien und nach den Gottesdiensten, gestalten auch in den kleineren Gotteshäusern wieder Liturgien. Den Ideen und Hilfestellungen vieler Ehrenamtlicher – den Ordnungsdiensten, Kirchenvorständen und Pfarreiräten, den unzähligen Einzelinitiativen und Nachbarschaftshilfen – ist es zu verdanken, was trotz allem möglich war. Und doch lassen uns steigende Inzidenzzahlen und die Folgen einer gewissen Impfmüdigkeit und Lässigkeit vorsichtig bleiben.

Die Sehnsucht nach Normalisierung ist eine verständliche, wenn auch bescheidene Regung; eine rückwärtsgewandte Hoffnung, ausgerichtet auf den Zustand, wie er „vorher“ war. Gebe ich mich zufrieden mit der Hoffnung auf die Rückkehr zu einer (neuen) Normalität? Oder strecke ich mich aus nach dem „Neuen“, in dem noch niemand war und dessen Ankunft wir nur ahnen? Das Neue! Manche befürchten es, einige hoffen darauf. Und wie sich ‚das Neue‘ konkret in unserem zukünftigen Gemeindealltag zeigen wird, das steht noch dahin...

Pünktlich zur Urlaubszeit gibt es 2021 garantiert wieder etwas Normales zu vermelden: der *Stau* auf Deutschlands Straßen. In der Phase des ersten strikten Lockdowns gab es kaum Staus auf den Autobahnen, die Warteschlangen einer mobilen Gesellschaft. In der verstörenden Zeit im Frühling 2020 stieß ich in der Wochenzeitung DIE ZEIT auf einen Essay über *Julio Cortázar* (1914-1984) und seine Erzählung „*Südliche Autobahn*“ (1966). Die Erzählung wurde für mich zum Gleichnis dieser Zeit; sie legt offen, wie es uns in der Unterbrechung der für selbstverständlich gehaltenen Fließbewegung des Lebens ergeht und wie es womöglich ‚danach‘ weitergeht. Der argentinische Wahlfranzose, ein Meister der phantastischen, surrealistischen Literatur (und welche Literatur passt besser zu solchen ‚verrückten‘ und ‚unheimlichen‘ Zeiten als die des Surrealismus...?!), beschreibt darin etwas zunächst Alltägliches. Er erzählt die Geschichte vom jähen Ende der Mobilität: Auf der Autobahn Richtung Paris entwickelt sich im Wochenendverkehr an einem heißen Augusttag ein Stau. Der Verkehrsfluss bleibt stehen – und irgendwie auch die Zeit. Wir kennen diesen Zwischenfall nicht nur aus den Litaneien des Verkehrsfunks: die tägliche kleine Apokalypse des ‚Nichts-geht-mehr‘, die leere, entleerte Wartezeit im erzwungenen Lockdown, die meist kurzzeitige Unterbrechung des kontinuierlichen Verkehrsstrom. Der moderne Nomade, wir pilgernd bewegte Menschen, aber auch der zielbewusste Macher erleiden die Erfahrung mit dem, was nicht in unserer Macht steht. Wir gelangen an die Grenze des Planbaren. Auf uns zurückgeworfen, erleiden wir einen spürbaren Verlust an Lebenszeit – oder nutzen diese Wartezeit zum Nachdenken. Ein unerwartetes Ereignis, Unverfügbares und der Zustand unabsehbarer Dauer versetzen mich in den Zustand der Passivität und Nervosität. Die Ursache für den Halt auf der Autobahn in Cortázars Kurzerzählung bleibt verborgen. Aber irgendetwas ist dazwischengetreten und wurde zum gewaltigen Stoppschild. Noch ahnt niemand das Undenkbare: dass dieser Stau sich nicht auflöst, sondern monatelang dauern und das Leben aller Verkehrsteilnehmer in der folgenden Zeit prägen wird. Man kann nicht einmal ‚auf Sicht fahren‘. Es herrscht ein permanenter Krisenzustand. Die in einer Schicksalsgemeinschaft Gefangenen sitzen in der Falle: Das Ende aller Freiheit und Mobilität. Allen ergeht es gleich. Niemand kann sich davonmachen; alle sind unbehaust, abhängig und angewiesen. Das Grundrauschen des Lebens auf der Autobahn fehlt in dieser Stille, die wehtut; ein Kontrollverlust, wie ein böser Traum. Eine unfreiwillige Solidargemeinschaft ist zum Warten verurteilt. Doch in diesem Ausnahmezustand

erweist sich schnell, was im Menschen steckt und wie er sich in Grenzsituationen entwickeln kann. Erzählt wird, wie ‚Verkehrsteilnehmer‘ in dieser Grenzerfahrung über sich hinauswachsen und das Menschliche in sich entdecken. Da offenbaren sich die wahren Charaktere: ein Panoptikum: genervte und frustrierte Zeitgenossen, von denen einige angesichts der Erfahrung unbefristeter Wartezeit zunehmend aggressiv reagieren. Andere entwickeln im „Zeitstau“ ein starkes Gemeinschaftsgefühl; es werden kollektive Hilfsaktionen organisiert; mit der Zeit entwickeln sich feste Rituale; doch manche der Gestrandeten entpuppen sich als „Ichlinge“ und „Krisengewinner“. Es kommt zu kleinen Verteilungskämpfen. Da sind Biedermänner und Großmäuler, Wortführer mit Organisationstalent, Führungsstärke und Überlebenswillen. Feingefühlige zeigen in dieser einförmigen Monotonie Nächstenliebe und Empathie. Kinder werden während des monatelangen Stillstands gezeugt. Menschen sterben, und deren Autos werden von anderen Verkehrsteilnehmern pietätvoll mitgeschoben, wenn sich die Stauschlange mal ein wenig bewegt. Die Menschen tragen keine Namen, sie werden nach ihrer Automarke bezeichnet: „Der Porsche“, „der DKW“, „der 2 CV“, „der Taunus“ ... Man schläft in den Autos und geht am Straßenrand auf Proviantensuche. Es kommt zum Kampf um den knappen Proviant. Alle warten nur auf das Ungewisse: auf das eine erlösende Ereignis - *wie auf einen Messias!* Wann endlich löst sich der Stau auf, damit es endlich weitergeht...? Eines Tages – man hat schon gar nicht mehr darauf zu hoffen gewagt – löst sich der Stau wie aus heiterem Himmel tatsächlich auf. Jeder schaut, wie er so schnell wie möglich wegkommt. Die zeitlich begrenzte Solidargemeinschaft findet abrupt ein Ende; man verliert sich aus den Augen; der Drang zur „Rückkehr in die Normalität“ ist stärker und erweist das Folgenlose der widerfahrenen Unterbrechung. Die geisterhafte Straße wird wieder zum Transitraum. Eben noch war man aufeinander angewiesen. Doch nun fährt man, auf Nimmerwiedersehen, aneinander vorbei - Paris entgegen, als wäre nichts geschehen, als hätten alle im Stau Gefangenen die Monate des Wartens und des gemeinsamen Duldens vergessen. Die von allen erlittene Stauerfahrung bewirkte keine Reinigung und innere Umkehr. Das Erschrecken über das Einfrieren der Bewegung, die Erfahrung von Begrenzung und Immobilität – all diese Zumutungen blieben an der Oberfläche; der Schock darüber, wie zerbrechlich Lebenspläne sind und wie wenig selbstverständlich das heile Erreichen eines Tagesziels ist, ist rasch überwunden. Die Krise blieb nur eine vorübergehende Zäsur. Man schaltet in die davor gewohnte Beschleunigung zurück und lässt diese kleine Endzeiterfahrung hinter sich, als sei sie unwirklich gewesen. War da etwas Existenzerschütterndes? Ist diese Zäsur ein Stück meiner Lebenszeit gewesen? Dieses Verhalten ist Ausdruck einer „Kultur des Vergessens“. Der Riss wird sehr bald völlig aus dem kollektiven Gedächtnis der Betroffenen verschwunden sein. Wer ist ‚danach‘ auf der Überholspur, auf der allein der Imperativ gilt: schneller, weiter, mehr...?

„... und mit achtzig Stundenkilometern fuhr man den Lichtern zu, die allmählich größer wurden, ohne dass man genau wusste, wozu diese Eile, warum dieses Rennen in der Nacht zwischen fremden Autos, in denen keiner etwas vom anderen wusste und jeder nur geradeaus startete, nur geradeaus“, so Cortázar. Man muss kein Prophet sein, um für die Nachpandemiezeit vorauszusagen: Das Planen und Rennen ‚danach‘ wird wieder losgehen. Wieder der ‚alte Trott‘, das Leben auf Hochtouren? Und was ist mit denen, die wir in dieser schweren Zeit verloren haben und für die es kein irdisches ‚Danach‘ gibt? Wie werde ich aus dieser Störung meiner Lebensabläufe hervorgehen? Es steht noch dahin, ob mich diese Krise zu einem „besseren“ oder nachdenklicheren Menschen verwandelt hat ... Wir alle standen im Stau und fragten uns, was eigentlich – auch in unserem kirchlichen Leben - in diesem Shutdown an sein Ende gekommen ist. Wird es also so sein, dass wir bald vergessen und durchstarten? Wird es so sein, dass wir, die wir davongekommen sind, uns verwundert die Augen reiben über eine seltsame Episode, die uns überrollt hat und uns plötzlich und unerwartet zum Stillstand zwang? Es kann sein, dass wir schnell vergessen - so wie sehr rasch in den „Goldenen Zwanzigern“ der Erinnerungsfaden an die spanische Grippe von 1918/19 riss.

Es ist menschlich verständlich, dass viele von uns zurückkehren möchten zum Status quo und verlässlichen Haltepunkten auch in unseren gemeindlichen Abläufen. Denn wir lebten gerade im einsamen Stillstand aus der Erinnerung an Glücksmomente im ‚Davor‘: Hoffentlich werden wir diesen erlösenden Augenblick feiern, uns also „irgendwann“ gelöst in den Armen liegen, singen und feiern und uns ohne Abstand anlachen, dicht besuchte Gottesdienste erleben, Messdienerfreizeiten, Chorgesang, Gruppenstunden in der Kommunionvorbereitung, Altenheimgottesdienste, Pilgerprozessionen... Werden wir uns dann in aller Gelöstheit das Gespür dafür bewahren, wie fragil das Geschenk der Gesundheit ist, wie zerbrechlich diese Welt oder wie kostbar die Leihgabe eines geliebten Menschen? Noch steht dahin, was die kollektive Erfahrung des Stillstands aus uns machen wird und wie lange wir in unserem Lebensstil die Folgen der Pandemie spüren.

Die Rückkehr zur Normalität ist im Alltag oft eine Wohltat und Stütze. Sie ist uns zutiefst zu wünschen, auch die Auszeit des Urlaubs. Für uns Christen wäre der bloße Rückweg in eine altbewährte Normalität zu bescheiden und fad. Wer an die Grenze gestoßen und dem Verborgenen begegnet ist, wird sehr nachdenklich und aus alten Bahnen herausgerissen. Gerade jetzt, wo ‚es‘ womöglich wieder losgeht, brauchen wir Orte, wo wir wahrhaft ‚ins Freie‘ gehen, Geheimnisse feiern, die alle Normalität sprengen und Wartesäle der stillen Nachdenklichkeit und der Hoffnung, wo wir gemeinsam neugierig und angespannt auf die Ankunft eines ganz Anderen, auf den erlösenden Salvator, warten.

Ihnen und Euch einen hoffentlich stau-freien und erholsamen Sommer und viel Zuversicht für die Zeit danach...

Kurt Josef Wecker, Pfarrer